

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

252 (30.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Ohrfeige

Diese Geschichte würde weit besser ins Mittelalter passen, aber sie hat sich erst vor wenigen Jahren zugetragen und kommt von dem rauhen Leben, das man heute noch in den Distrikten der Sierra Nevada führt, wo man das Recht nach der Stärke der Muskeln mißt. Heute, wo ich als friedliche Frau unter den geistlichen Londonern lebe, drängt es mich, das Geheimnis von damals preiszugeben; ich kann einfach nicht mehr länger schweigen.

Ich traf, von Benton kommend, nach einer beschwerlichen Reise über das Gebirge in Millerton, der Goldgräberstadt, ein. Dribben in Benton hatte ich drei Jahre lang mit den anderen gebuddelt. Wir hatten ganz ansehnliche Mengen Gold aus dem Gestein herausgeholt, und ich rechnete mich damals nicht gerade zu den Allerärmsten. In Millerton gefiel es mir ganz gut. Ich war dort die einzige alleinstehende Frau.

Schon am zweiten Tage machte ich Abraham Snuts' Bekanntschaft. Er erzählt mir von den gebildeten Verstorbenen in Ostland, bei denen seine Frau in Behandlung wäre. Sie müßte am nächsten Tage operiert werden; eine Verzögerung bedinge ihren Tod. Aber die Lumpen wollten erst mit dem Scheiden bestimmen, wenn das Geld da wäre. Dieses Geld aber, das ihm sein Vater bereits aus Newville anvertraut hätte, würde erst übermorgen eintreffen, wenn es schon zu spät wäre. Ob ich nicht... in drei Tagen würde alles geregelt sein... Na, ich half dem armen Teufel mit einem guten Teil meines Geldes aus. Am anderen Morgen erzählte ich es Jim Baragon und Pint Carmel. Die lachten sich halb tot. Sie hatten recht; ich war Snuts mit seiner hübschen Geschichte aufgefallen. Von dem Gelde habe ich niemals etwas wiedergegeben. Mit der Zeit erfuhr ich mehr über Abraham Snuts. Er galt als ein Schurke durch und durch, als gewissenlos, hinterlistig, brutal. Selbst die Kinder fürchteten sich vor ihm. Er war der letzte, der Recht und Sitten geachtet hätte, doch getraute sich keiner, ihm etwas anzuhängen, weil der dicke Hof Chiquow, der Sheriff von Millerton, sein Freund und Beschützer und vom gleichen Schläge wie Snuts war.

Im Herbst raffierte dann die Sache mit dem zehnjährigen Pep Cornier. Der Junge verurteilte eines Morgens, über die kleine Mauer von Snuts' Garten zu klettern, um einige von den schönen, roten Äpfeln zu holen, die dort zu Dutzenden im Garte lagen. Snuts und sein Freund, der Sheriff, der gerade in Snuts' Hause zu Besuch weilte, sahen es vom Fenster aus.

„Ich werde dem Burschen eins auf die Finger brennen“, sagte Snuts und zog seine Pistole.

„Wenn du ihn mal bloß triffst!“, höhnte Chiquow.

„Wie meinst du?“, fragte Snuts prahlend. „Welchen Finger willst du, daß ich waschleibe?“

„Na“, lachte Hof, „wenn du es fertig bringst, sagen wir: den Mittelfinger.“

Da ging der Schuß auch schon los. Snuts war nun wirklich ein vorzüglicher Schütze. Er traf haargenau. Pep würde fortan nur vier Finger an seiner rechten Hand tragen. Der alte Joe Cornter, Peps Vater, setzte alles in Bewegung, daß die Untat ihre Sühne fände.

„Na“, sagte der Sheriff, in der Verhandlung, „ich kann da gar nichts machen, der Junge sollte das Stehlen lassen; dann würde er vor derartigen Unannehmlichkeiten verschont bleiben. Inzwischen muß ich ihn für den Verjud, in Snuts' Garten einzudringen, acht Tage ins Loch stecken.“ Und Pep kam mit seiner schmerzenden Kruppe nach Hause, die eine Woche hinter die biden Steinwände des Gemeindefängnisses. Der Groll, den die Bevölkerung der Goldgräberstadt von diesem Tage an gegen Snuts und den Sheriff hegte, konnte sehr wohl zu allerlei Verwundungen Anlaß geben.

Tatsächlich wurde einige Wochen später Abraham Snuts, als er sich in der Nacht allein auf dem Heimweg befand, von zwei ver-

ummten Männern angefallen. Snuts, der dachte, daß es ihm an Leben gehen sollte, rief sich mit aller Gewalt los und entkam. Die Männer von Millerton aber lachten am anderen Tage ganz offen vor Freude, als sie sein vom Kampf zerstücktes und entstelltes Gesicht sahen.

Nun war Snuts nicht der Mann, der so etwas hätte auf sich sitzen lassen. Obwohl man nicht herauszubringen vermochte, wer die beiden nächtlichen Angreifer gemeint waren, erklärte Snuts ohne weiteres den alten Joe Cornter für den einen seiner beiden Widersacher. Abermals einen Tag später fand man den Mann, von einer ausgezeichnet scheinenden Kugel getroffen, tot auf dem Felde auf. Auch diesmal ließ sich der Täter nicht ermitteln. Das heißt: Snuts war eben so vorsichtig zu Werke gegangen, daß ihm keiner etwas beweisen konnte.

Es ging auf Jahresende zu und möchte gegen elf Uhr gewesen sein. Ich schritt den Kingston-Weg entlang, meiner Wohnung entgegen, die draußen am Ende der Stadt lag. Während ich so ging, sah ich am Straßenrand eine längliche dunkle Masse liegen. Ich zog meine Taschenlampe heraus. Es war Abraham Snuts. Er lebte nicht mehr. Ich drehte ihn ein wenig um. Da sah ich das lange Messer, das aus seinem Rücken herausragte. Dann betrachtete ich sein Gesicht. Aus den schlaffen Lippen sprach entsetzliches Ergrimmen. Auf einmal aber — ich sah noch etwas in dem verzerrten Antlitz. Und was ich sah, das dachte mich gewaltig. Ich überlegte. Wenn man dem, der hier gehandelt hätte, die Tat beweisen konnte, so war ihm das Todesurteil sicher, jawohl. Wieder blühte ich den Toten an, und es wollte sogar etwas wie Mitleid in mir aufkommen. Ein armer Verirrter, dachte ich. Ich bin nur eine Frau, aber ich mußte tun, was mir soeben in den Sinn gekommen war. Jetzt mußte ich es tun, ehe es zu spät war. Ich hobte mit der Hand aus, zielte im Lichte meiner Lampe sehr genau und schlug dann dem Toten, aber noch nicht ganz erkaltem Körper so kräftig wie ich es nur vermochte, ins Gesicht, daß man alle fünf Finger zählen konnte.

Man hat niemals nachzusehen vermocht, wer den verdächtigten Abraham um die Erde gebracht hat, denn es gab außer mir keinen Menschen, der wußte, daß auf Snuts' toter Wade ursprünglich nur die Spuren eines Schläges abgezeichnet gewesen waren, die von einer schmalen, unansehnlichen Hand herrührten, der der Mittelfinger fehlte.

Zoo-Reise durch Europa

Unter den zoologischen Gärten Europas stehen neben dem Londoner der Berliner, der Budapester, der Kopenhagener, der Frankfurter, Dresdener, Leipziger und Pariser an erster Stelle.

Im Dresdener Zoo sind besonders die Seelöwen berühmt, von denen alle Arten vertreten sind. Da sie sehr intelligent sind und alle möglichen Kunststücke machen können, bilden sie den Hauptanziehungspunkt. Damit das Publikum seine Neugierde erkränke, hat die Verwaltung des Zoos die löbliche Vorkehrung getroffen, daß man aus einem Automaten gegen Einwurf einer Münze Dornen entnehmen kann. Die Seelöwen selbst behalten den Automaten scharf im Auge, denn sie wissen ganz genau, daß einer von ihnen einen Dornenbissen bekommt, sobald ein Besucher eine Münze in den Automaten steckt. Dann wartet der nächste Seelöwe heran und schiebt in einem Strich, der von dem Automaten herabfällt, worauf der Hering automatisch in den Leib geschleudert wird und der Kampf um die Beute beginnt. Das ist ein sehr interessantes Schauspiel. Auch für die Kamelie hat der Dresdener Zoo ganz besonders gesorgt, denn diese Tiere sind nicht in einer kleinen Umzäunung untergebracht, sondern man hat eine regelrechte kleine Wüste angelegt, in der die Tiere nach Belieben umherlaufen können. Die viele Bewegung, die sie sich machen können, soll ihnen

ausgezeichnet bekommen. Uebrigens verdienen sich die Kamelie des Dresdener Zoos loszukaufen ihren Lebensunterhalt selbst, denn sie werden häufig an Firmen vermietet, die sich ihrer zu Reklamezwecken bedienen.

Vom Leipziger Zoo werden besonders die Löwen gerühmt. Vier werden Löwen für den Verkauf gezüchtet. Der Leipziger Zoo hat übrigens von anderen zoologischen Gärten den Vorteil, daß er von einem Fluß, der Pleiße, durchströmt ist, der für die Haltung der Wasserfische ausgenutzt werden kann.

In den holländischen zoologischen Gärten sind die Elefanten dafür abgerichtet, von den Besuchern Geldstücke einzusammeln. Diese Gelder sollen für die Gärten eine ganz hübsche Einnahme ergeben. Der Elefant selbst tut den Obelisk des Besuchers in eine Büchse und läutet dann eine Klingel, um den Wärter von dem Empfang der Gabe zu benachrichtigen. Das natürlich jeder gern ein Geldstück bergibt, um den Elefanten dies Kunststück ausführen zu sehen, ist selbstverständlich.

Der Londoner Zoo legt besonderen Wert auf die Tasiache, das es aller von allen zoologischen Gärten einen Gorilla gezeigt hat, ein Tier, das für gewöhnlich in der Gefangenschaft nicht gut weiterkommt.

Im Antwerpen Zoo gab es zuerst die eigenartige Art der Giraffe, das Oryx, das erst 1899 in den Wäldern am Kongos entdeckt wurde. Antwerpen erlangte das erste dieser Tiere im Jahre 1893. Es starb bald darauf, ist aber durch ein anderes ersetzt worden.

Bemerkenswert und eigenartig ist, daß es in Norwegen überhaupt keine irgendwie nennenswerten zoologischen Gärten gibt, was aber wohl nicht auf Mangel an Interesse beruht, als vielmehr dem Klima ausgeschrieben ist, das für die tropischen Tiere doch allzu unangünstig sein dürfte.

Zu erwähnen ist noch das ideale Aquarium, das es in Monaco gibt. Dort bedarf es keiner umständlichen Schwierigen Vorbereitung zur Haltung der Seetiere; die Tiefseefische werden einfach von besonderen Schiffen herbeigeführt und in ihre Behälter geschüttelt. Auf diese Weise ist es natürlich leicht möglich, ein hochinteressantes Aquarium zusammenzubringen. Eigenartig und interessant ist ein Gang durch das Berliner Aquarium, wo der Besucher zwischen den wassergefüllten Tierbehältern hindurchgeht, als ginge er auf dem Boden des Meeres. Von allen Seiten strahlen ihm die abenteuerlichsten und seltsamsten Wesen an, — es ist fast ein bißchen unheimlich, und man kann sich in die Gefühle eines Tauchers versetzen, der von allen Seiten von Tiergängen angefaßt wird, — nur daß uns diese Glaswände von den räuberischen Bewohnern der Tiefsee trennen. Michael Bede.

Verschiedenes

Nach dreißig Jahren. In einem sowjetrussischen Dorfe sprach Katalin in einer Bauernversammlung einmal über den Imperialismus der Großmächte in China. Die Bauern verstanden zwar nicht viel davon, aber sie hörten immerhin andächtig zu, denn es war ja ihr Kalkin, in dessen Atern Bauernhubst Floh, der zu ihnen sprach. Am den Vortrag schloß sich ein Meinungsaustrausch. Katalin fragte die Bauern aus, wie ihnen dies und jenes behagte, und die Bauern verneigten, so geschäftig oder ungeschäftig es gehen mochte, zu antworten. Einer der Bauern meinte, er fühle sich in ganz wohl, und er habe eigentlich keinerlei Wünsche — nur, zu Zeiten des Winterfrostes sei er drei oder vier Paar Hosen gehabt, und jetzt besäße er nur noch ein Paar. Aber für die Freiheit wüßte er gern zwei Paar Hosen.

„Da tut du schon recht“, antwortete Katalin, „denn die Freiheit ist wert; das kannst du mit glauben. Und dann verlaß nicht — die Negerskollen in Afrika, von denen ich so großer Mann wie Jean Jacques Rousseau besaß hat, daß sie ideal leben, tragen nur keine Hosen.“

„Ja, ja“, meinte der Bauer nachdenklich, „die haben dann aber sicher schon dreißig Jahre Sowjetregierung hinter sich...“

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

30 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Brandt nickte lächelnd. „Parlamente glauben oft, Vertreter des Volkes zu sein. Ant entscheidenden Stunden zeigt sich zuweilen das Gegenteil. Dem Bündnis zuliebe kann Frankreich sich nicht in einen Weltkrieg fürzen. Das Wichtigste aber: ich betrachte den Bündnisfall nicht für gegeben.“

„Baron Saint Brice hat mir gestern noch feierlich seine Mißbilligung ausgesprochen!“

„Ich betrachte mich nur als Vollstrecker des Volkswillens. Dieser Volkswille verbitet sich Abenteurer mit unabherrschbaren Folgen.“

„Volkswille!“ ruft die Südlawen erregt aus. „Herr Minister, würden Sie nicht der Letzte sein, der das entscheidende Wort der Straße überließe?“

„Ich würde der Straße das Regieren gewiß nicht überlassen“, lächelt Brandt, „wohl aber erblickes ich meine Aufgabe darin, die Zustimmung der Massen als Basis meiner Entschlüsse gelten zu lassen, die starten, oft nicht einmal bewußt formulierten Impulse der Masse in sinnvolle Taten umzuwandeln. Ich regiere nicht gegen die Masse meines Volkes, die Sie anscheinend gering achten, sondern für sie. Denn sie sind die Kraftquelle und die Zukunft Frankreichs!“

Während Brandt den beschwörenden Worten des Bundesgenossen unerschütterlich widersteht, geht draußen General Audinot, der Chef des Generalstabs, auf und ab. Die im Saal Anwesenden sehen heimlich nach seiner ferengenden, fast zwei Meter hohen Gestalt hin. Dieser General mit dem bartlosen, von Energie zusammengerissenen Gesicht, den gebückten Brauen über kalten, harthärtenden Geiraugen, ist verdorrte Souveränität. Man glaubt ohne weiteres von ihm, daß er ohne Erregung eine Million Soldaten zum Angriff ansetzt, ohne einen der Wimper, nicht aus Bedürfnis nach Blut und Ruhm, sondern weil er den Befehl als Notwendigkeit erkennt.

Germaines Augen gleiten zur Tür, wo der herausstretende Südlawen mit bleichem Gesicht den Lügtriff dem Generalstabschef in die Hand gibt.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, Herr General“, sagt drinnen der Minister zu dem hohen Offizier, „weil ich eine klare Antwort von Ihnen brauche. Es gehen in Paris Gerüchte um, daß heute nach fünfzehnhundert Riteger aus der Reserve heimlich einberufen wurden. Ist das zutreffend?“

„Da haben wir's wieder!“ ruft Audinot voll Verachtung aus. „Unser Land wimmelt von Spionen!“

„Also die Nachricht stimmt?“ unterbricht Brandt mit leiser Inneatend.

Der General, der die hohe Gestalt des Ministers noch um eine gute Handbreite überträgt, streift sich noch mehr in die Höhe. „Es

gehört zu meinen Kompetenzen, Herr Minister, Frankreichs Kriegsbereitschaft zu gemährleisten“, antwortete er kurz und scharf.

„Bereitschaft, jawohl. Aber Sie machen Politik, Herr General!“ Die Karbe auf Brandts Stirn beginnt sanft zu glühen. „Die Folge wird sein, daß Italien zweitausend Flieger einberuft!“

General Audinot streift den Minister mit funkelnden Augen. „Ich tue das, was mir für die Verteidigung unseres Landes notwendig erscheint.“

„Das ist aber beginnende Mobilmachung, Herr General!“ Brandts Stimme wird härter. „Sie gefährden meine Politik! Eine Anstaltsmaßnahme bei uns ist drei Anstaltsmaßnahmen auf der Gegenseite aus! Und umgekehrt. Binnen Stunden ist dann durch diesen Anglistkauf die Atmosphäre rettungslos veräitelt, das Pulverfaß istest von selbst auf! Das wird dann unausweichliches Weltkriegsfall genannt!“

Das Gesicht des Generals legt sich in hochmütige Falten. „Ich würde ohne Bedenken in der nächsten Minute meinen Abschied einreichen, wenn nicht mein Pflichtbewußtsein größer wäre als Ihre Einsicht in militärische Notwendigkeiten.“

„Ich lasse Eigenmächtigkeiten nicht zu!“ Brandt spricht völlig beherrscht, aber stählend. „Zur Stunde bin noch immer ich der Mann, der für unser außenpolitisches Schicksal verantwortlich ist!“

Der General nahm einen Anlauf zu einer souveränen Verbeugung und geht ohne weiteres zur Tür hinaus.

Germaine sieht das harte unbewegte Gesicht des Soldaten aus der Doppeltür kommen. Auch die Diplomaten, Zeitungseute und Abgeordneten im Saal ahnen, daß irgendein Sturm im Nebensimmer vorübergebraut sein muß. Neugierig blicken sie dem turmhohen Offizier nach, der zur Ausgangstür schreitet, ohne links und rechts zu blicken. Darüber überleben sie fast, daß der deutsche Votlschafster im Arbeitszimmer verschwindet.

Dr. Feindl überbringt die Antwort seiner Regierung auf das Bündnisangebot des Ministerpräsidenten. Berlin lehnt in vorfichtigen, freundlichen Worten eine militärische Bindung ab, die nicht vereinbar sei mit der deutschen, auf allgemeinen Frieden gerichteten Politik.

Brandt fällt aus allen Wolken. Er weiß ja nichts vom Angebot seines Ministerstabs. „Militärbündnis?“ — Der Deutsche gibt Auskunft.

„Ah, Baron Saint Brice, vermute ich, wird diese Frage nur in der Theorie angeschnitten haben“, versucht Brandt seinen Chef zu decken. Aber der Deutsche weiß ja längst, was alle Spägen von den Dadrinnen fletzen: das französische Kabinett kann jede Minute zerfallen.

„Militärische Bündnisse“, fährt Brandt fort, „sind durchaus nicht mein Ehrgeiz, besonders im Augenblick nicht. Ich hätte es mit tiefem Dank aufgenommen, Herr Votlschafster, wenn Ihre Regierung mir jetzt mitgeteilt hätte, daß sie sich nicht nur strikter Neutralität befleißigen will, sondern auch bereit wäre zu rücksichtslosen Sanktionen gegen einen etwaigen Friedensbrecher!“

Der Deutsche, der mit dem Minister Brandt seit langem offen und ehrlich zu reden pflegt, erwidert: „Sie kennen unsere Lage, Herr Minister. Wir könnten für den bedrohten Frieden noch mit viel

größerer Energie eintreten, unsere Freundschaft für Ihr edles Land noch fester betonen, wenn nicht heftige Strömungen in Deutschland uns Wahrung auferlegten. Seien Sie ehrlich, Herr Brandt, woher soll die Gesamttheit unseres Volkes die Liebe für Frankreich hernehmen, wenn lauer erarbeitetes Geld Jahr um Jahr über die Grenze geschickt werden muß...“

„Am gleich nach Amerika weiterzuwandern!“ wirft Brandt bitter dazwischen.

„Nur zwischen freien Völkern kann echte Freundschaft bestehen“, spricht der Deutsche weiter. „Deutschland kann keine Verfümmelungen nicht auf Befehl seiner Regierung verhindern. Sie haben vierzig Jahre den Verlust einer Provinz nicht verhindern. Wir haben weit mehr zu verzeihen — wenn es zu verzeihen ist! Das alles muß in dieser ersten Stunde freimütig ausgesprochen werden, nicht um Bitterkeiten zu vermeiden, sondern der Freundschaft die Wege zu ebnen. Die heutige Lage wäre nicht so ernst, wäre die eiternde Wunde nicht am europäischen Leib.“

„Niemand weiß das besser als ich!“ entgegnet Brandt mit Wärme. „Ich habe mit unabhätigen Franzosen zu Feinden gemacht, weil ich darum kämpfte, einen gerechten Ausgleich mit Deutschland zu schaffen. Ich weiß, daß der Erdteil nicht auflanden kann, wenn kein Herz nicht ruhig und sicher schlägt! Deutschland ist Europas Herz! Und deshalb darf sich Ihre Regierung meinen Bitten nicht verweigern! Zeigen Sie europäische Gesinnung, legen Sie diese Gesinnung in die Tat um. Lassen Sie in Rom keine gefährlichen Hoffnungen aufkommen! Dann werden wir die Kräfte meistern. Ich verspreche Ihnen dafür, meine Kraft einzusetzen, die verdamnisvollen Schranken, die heute noch zwischen uns beiden Ländern stehen, eintreiben zu helfen. Ich bin erst seit einem Jahr in der Regierung, große Widerstände kennen mich. Unterstützen Sie jetzt meine Anstrengungen, indem Sie in Rom keinen Zweifel lassen, daß Deutschland sofort den wirtschaftlichen Postort gegen Italien verhängt, wenn es mobil machen sollte! Damit verhindern Sie zugleich, daß bei uns die Chauvinisten Oberwasser bekommen. Versagt Deutschland — dann können schwarze Zeiten über uns alle kommen! Gegen einen Kriegsausbruch würden sich die Völker selbst zu schützen verstehen! Mit meiner Hilfe! Aber diese Selbsthilfe der Nationen könnte leicht das Gefüge Europas zerreißen! Ich drobe nicht, ich stelle nur Tatsachen fest. Die Waffen führen diesen Krieg nicht, denn er ist keine Notwendigkeit, sondern offenbar nur die Unfähigkeit und Bosheit seiner Urheber. Es wäre furchtbar, wenn die Gewalten, die schon aufgelockert im Hinterhalt lauern, sich gegenseitig messen müßten!“

Während ein Franzose und ein Deutscher gemeinsam um einen Weg kämpfen, der eine würdigere Zukunft verheißt, steht Germaine immer noch wortend im Vorzimmer. Der Deutsche kommt endlich heraus, grüßt den amerikanischen Kollegen, der gerade zu Brandt gehen will; Stunde um Stunde rinnt vorbei, ohne daß sie vorgeschritten sind. Der Saal beginnt sich zu leeren. Endlich erscheint Laroque, sucht mit seinen Blicken die blonde Frau. In diesem Augenblick kehrt Kthee von der Eingangstür her auf die Doppeltür zu und verschwindet im Zimmer des Ministers.

(B. 4)